



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Einige Lebensbeschreibungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Einige Lebensbeschreibungen



as kümmert mich der Mann, wenn ich nur seinen Gedankenschatz habe, sagen die einen. Die andern dagegen: Was kümmern mich Dramen und philosophische Systeme! Wie die Menschen, mögen sie große oder kleine Geister sein, aussehen, leben, essen, trinken und lieben, das allein will ich wissen, denn das einzige wahrhaft Interessante bleibt für den Menschen doch der Mensch. Die zweiten mögen wohl in der Mehrheit sein, denn die Zahl der biographischen Bücher ist heute Legion, und die Verleger veranstalten ganze Sammlungen von Lebensbildern. Jedenfalls erscheint es einem ungereimt, wenn man von einem Manne, der eine tiefgehende Wirkung auf unser Volk ausgeübt hat, und von dem wir Ältern Zeitgenossen sind, so gut wie gar nichts weiß. So stand es bis vor kurzem um Loke, von dem wir nichts wußten, als was im Konversationslexikon steht. Daß in drei Zeitschriften einige Briefe von ihm veröffentlicht worden sind, haben wir erst aus dem vorliegenden 12. Bande von Frommanns Klassikern der Philosophie erfahren: Hermann Loke von Richard Falckenberg. Erster Teil: Das Leben und die Entstehung der Schriften nach den Briefen (Stuttgart, E. Hauff, 1901). Von den Briefen sind die meisten an seinen Verleger Salomon Hirzel in Leipzig gerichtet, mit dem ihn eine aufrichtige Freundschaft verband, die sich nach Salomons Tode auf seinen Sohn Heinrich vererbte. Von Lokes äußern Schicksalen ist nun freilich nicht viel und nichts aufregendes zu berichten. Er wurde 1817 in Baugen als Sohn eines Militärarztes geboren, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er ein sehr tüchtiger Lateiner wurde, studierte in Leipzig Medizin, praktizierte ein Jahr in Zittau, habilitierte sich 1839 in Leipzig als Privatdozent, wurde 1844 nach Göttingen berufen, heiratete die 1819 geborne Tochter Ferdinande des Pastors Hoffmann in Reibnitz bei Zittau, wandte sich immer mehr der reinen Philosophie zu, wurde berühmt, kam mehreremal in die Lage, Rufe nach auswärts, nach Leipzig, Berlin, Bonn abzulehnen, folgte aber endlich, nach dem Tode seiner Gattin, im Herbst 1880 dem wiederholten Ruf nach Berlin, nicht mit leichtem Herzen, und nur weil er fühlte, daß er, vereinsamt, in Lethargie versinke und einer Aufrüttlung bedürfe. Um eine Wohnung zu mieten, kam er zum erstenmal in seinem Leben nach Berlin. Im April 1881 siedelte er dahin über, aber schon am 1. Juli entriß ihn eine Lungenentzündung dem neuen größeren Wirkungskreise. Seine Persönlichkeit entspricht dem Bilde, das man sich nach der lebenswürdigen Philosophie des Mikrokosmos von ihm macht. Leute, die den anfangenden gefannt hatten, haben sich später gewundert, daß aus dem unscheinbaren, kleinen, dünnen, stillen Manne später etwas Bedeutendes geworden sei. Als Privatdozent in Leipzig besuchte er den damals gerade franken und entsetzlich leidenden Fechner fast täglich. Lautlos pflegte er einzutreten, sich auf einen Stuhl neben der Thür zu setzen, selten den Mund zu öffnen und manchmal fortzugehen, ohne, außer Gruß und Abschied, ein Wort gesprochen zu haben. Das war nicht allein lebenswürdig, sondern das einzig

Bernünftige. Später taute er mehr auf und entwickelte sich zum angenehmen Gesellschafter. Die Anhänglichkeit seiner abwesenden, besonders der Leipziger Freunde und mehr noch die seiner Göttinger Kollegen spricht hinlänglich für seinen Charakter wie für seine Umgangsformen; so oft Gefahr drohte, daß er aus Göttingen entführt werden könne, bot die Fakultät alles auf, ihn zu halten, und es kam vor, daß einzelne Kollegen ihn unter Thränen beschworen, zu bleiben. Er richtete einen wöchentlichen Gesellschaftsabend ein, zu dem auch einzelne von seinen Schülern geladen wurden. Als ihm einmal ein jüngerer Freund ein Kistchen Bocksbentel geschickt hat, klagt er im Dankschreiben über die langweiligen Dekanatsgeschäfte und fährt dann fort: „Ich denke oft bei diesen unerquicklichen Störungen an Sie; aber bei Ihrer goldenen Jugend können Sie immerhin einige Langweiligkeiten mit gutem Humor ertragen, der mir nach und nach abzugehn beginnt. Alle diese Dinge, um die wir uns jetzt mit einem höllenrichterlichen Ernste streiten, sind im ganzen so mesquin! Und gewiß, eine gute Cigarre zu rauchen, ein Glas Ihres vortrefflichen Steinweins zu trinken und dabei mit Eichendorff zu denken: »Ich wollt, ich säß jezunder im Himmel hoch und weit und dächt an all den Blunder nichts vor Zufriedenheit« — das wäre schön.“

Loze war ein musterhafter Gatte und Vater, auch um das materielle Wohl der Seinen gewissenhaft und manchmal ein wenig ängstlich besorgt, denn seine ökonomische Lage war in der mittlern Lebenszeit nicht gerade glänzend; doch hat, wie gesagt, die Fakultät das ihrige gethan, ihn von Sorgen zu befreien. Viel Sorge machte ihm die Wahl der Wohnungen, da er auf Behaglichkeit, auf schöne Lage und ländliche Freuden hielt. Er gärtierte gern und war an warmen Herbsttagen „regelmäßig,“ wie er einmal schreibt, auf seinen Apfelbäumen zu finden; seine Frau aber pflegte nicht allein Geflügel, sondern auch Ziegen und Schweine. Große Freude bereitete es ihm, daß er es zu einem eignen Hause brachte. Aus der Zeit seiner Übersiedlung nach Göttingen wollen wir zwei Briefstellen mitteilen, die uns den Mann recht lebendig vor Augen stellen. Wegen der Expedition der Aussteuer seiner Braut fleht er Hirzel um Rat und Hilfe an und fügt bei: „Verzeihen Sie diese neue Belästigung; Sie wissen auf dem sichern Erdboden so gut bescheid, daß man sich sehnt, sich Ihrer Führung anzuvertrauen; sollten Sie je Lust haben, sich in den Welten umzusehen, die gar nicht existieren, so biete ich Ihnen als Begleitung alle meine wenigen philosophischen Kenntnisse an und bedaure nur, daß ich dadurch Ihnen nichts werde gewähren können, was Ihnen so lieb wäre, als mir die Erfüllung dieser eben geäußerten Bitte.“ Und nach der Hochzeit schreibt er, sie fühlten sich beide sehr glücklich. „Ernsthafte Beschäftigungen, inhaltsschwere Gespräche allerdings bilden den Hauptbestandteil unsers Lebens noch nicht; vielmehr werden Sie mir leicht glauben, daß meine Mündigssprechung noch nicht imstande gewesen ist, einen lebhaften Hang zu ganz unglaublichen Kündereien in mir ganz zu unterdrücken. Indessen giebt sich dies doch bloß in sozialen Zusammenkünften kund; sobald ich in meine philosophische, meine Frau in ihre ökonomische Küche gehn, stehn wir an bewußter Ernsthaftigkeit niemand nach.“ Lozes Antlitz sieht auf dem beigefügten schönen Bildnis sehr ernst aus.

Von gelehrten Sachen und von Politik ist in den mitgetheilten Briefen und Bruchstücken von solchen wenig die Rede. Die Politik war ihm unerfreulich; es verdross ihn nach 1866, daß die ältesten Freundschaften „an diesen nutzlosen Leidenschaften“ zu Grunde gingen. Er war ein guter Deutscher und wünschte, daß nicht Oesterreich, sondern Preußen Deutschland einige, aber

es ging ihm eben wie andern Leuten auch, so manches mißfiel ihm an Preußen, und eins von dem, was er nicht billigte, schlug in sein Fach. „Leider hat mich jetzt, schreibt er 1869, das Ministerium auch zur Prüfungskommission für Schulamtskandidaten gepreßt, und ich lerne nun aus eigener Anschauung die erbärmlichen Früchte des preussischen Gymnasialunterrichts kennen. Wie kleinstädtisch ist dieses Departement der großstaatlichen Verwaltung eingerichtet!“ Zwei interessante Urteile über litterarische Größen finden wir, die wir doch unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Ich habe kein Urteil über Freytags Roman [Soll und Haben] gelesen, das mir treffender erschiene, als was Gutzkow über ihn in seiner Zeitschrift geäußert hat, nur daß ich freilich in den Rittern vom Geist ganz ebenso wenig natürliche Poesie antreffe [Vogel ist selbst Dichter gewesen; aus dem Bändchen Gedichte, das er herausgegeben hat, teilt Falkenberg einige Proben mit]. In der Komposition hat Freytag einige Vorzüge; sein Stil ist nicht gut. Durchaus komisch ist mir der Anlauf, den er nimmt, die große Bedeutung und Weltstellung des Handels hervorzuheben. Man hofft immer, daß das nun endlich kommen werde, allein sowohl die beständig feierlich erhobnen Augenbrauen des Chefs der Handlung, als die genrehaften Komptoirszenen und alle diese vielfältigen Schilderungen verraten doch zuletzt gar nichts davon, und wenn man nicht aus schon vorbandener Kenntnis dessen, was geschildert werden soll, diese Lücken supplierte, so kämen uns alle diese Personen vor wie Marionetten, die zu einem Text sich bewegen, den sie selber nicht verstehen. Doch halt! Sie sind der Verleger, und gar zu viel Aufrichtigkeit vertragen Sie doch vielleicht auch von mir nicht usw.“ Im Jahre 1871 hat er fünf Preisschriften für die Fakultät zu lesen, worunter eine, schreibt er, „586 enge Folioseiten, mir viel Zeit kostete, freilich aber auch die Mühe lohnte. Es war eine Geschichte der Prinzipien der Mechanik, so klug und schön, wie ich seit lange kein Buch gelesen; ich bin neugierig, am 2. April in feierlicher Fakultätsitzung der Verfasser kennen zu lernen und wünsche ihm, daß er mit seinem prächtigen Buch den Weg zu Ihrem Verlag finden möge.“ Der Verfasser war Eugen Dühring. Wie schade, daß ein Mann, dem ein Vogel dieses Zeugnis ausstellt, durch Erblindung und Maßregelung in die Irwege des Größenwahns und der Schrullenhaftigkeit hinein getrieben werden mußte! Vögel sind die unheimlichen Tiefen des Daseins nicht verborgen geblieben, aber seine vorwiegend ästhetische Auffassung des Lebens und sein gesunder Humor haben ihn vorm Hineinfallen bewahrt. Zur Übung im Humor waren ihm reizbare Schleimhäute und Nerven verliehen worden. Diese ganze Familie von Medizinern — auch zwei seiner vier Söhne, von denen einer jung gestorben ist, widmeten sich der Heilkunde und zwar der praktischen — ist fast immer krank gewesen; bei Vogel lösten einander in anmutigem Wechsel Katarrh, Kopfschmerzen und Hexenschuß ab.

Wer den Mikrokosmos kennt, der wird Falkenbergs Urteile beipflichten: „Vogel ist anerkannt als einer der ersten Stilisten Deutschlands. Seine Sprache ist Musik. Außer Paul Heyse und Friedrich Nietzsche weiß ich keinen Deutschen zu nennen, der ein gleich feines Gefühl für den Rhythmus der Prosa besäße.“ Auch seine Briefe sind sorgfältig stilisiert. Eduard von Hartmann wird förmlich wütend, wenn er auf Vogels Stil zu sprechen kommt; dieser ist ihm ein Greuel, ganz unmännlich findet er ihn. Darin liegt wohl etwas wahres, nur müßte man, wenn man alles Schöne unmännlich finden will, folgerichtig allen Dichtern, ja allen Künstlern die Männlichkeit absprechen, da es deren Beruf und Handwerk ist, Schönes schön darzustellen. Jedenfalls hat Vogel den wichtigste Bestandteil der Männlichkeit, der feste und entschiedne Charakter, nicht gefehlt.

Nie hat er in seinen Überzeugungen geschwankt, und nie hat er dem die Gebildeten seiner Blütezeit beherrschenden Materialismus das geringste Zugeständnis gemacht. Dagegen hängt bei dem Manne, der auf unserm Bücherfische neben Lobe geraten ist, der schöne Stil, die schöne Darstellung mit einer weiblichen Charakteranlage zusammen.

Ernest Renan ist nach dem Bilde, das Eduard Plazhoff von ihm entwirft (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900), auf seine alten Tage eine widerliche Kokette geworden. Schon in seinen Jünglingsjahren machte sich die Charakterschwäche bemerkbar. Als Seminarist leidet er Schiffbruch im Glauben; er schwankt, was er thun soll. Da ist es seine Schwester Henriette, die ihm sagt, daß man in Gewissensfragen den Rücksichten auf Verwandte keinen Einfluß gewähren dürfe, und die seine Neigung bekämpft, um der ästhetischen Reize des geistlichen Berufes willen und aus Scheu vor dem öffentlichen Uergerniß seine innerste Meinung geheim zu halten. Immer lustig mit der herrschenden Zeitströmung schwimmend, fängt er als Liberaler und Anhänger sozialistischer Utopien an und endet als aristokratischer Genußmensch und Skeptiker. Den Mitgliedern der Akademie schwört er bei seiner Aufnahme, er werde niemals die Strenge der wissenschaftlichen Ausdrucksweise der Gefallsucht zum Opfer bringen, und gerade von da ab wird Effekthascherei sein Stilgesetz; er war instande, das Gegenteil von seiner Meinung zu sagen, wenn sich ihm dafür eine wirkungsvolle Wendung darbot. Als ästhetisierender Epikuräer ist er David Strauß verwandt, mit dem er auch in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden hat; doch ist Strauß nie so tief gesunken wie Renan; das Bild, das Nietzsche von ihm entwirft, paßt besser auf seinen französischen Halbbruder im Apoll als auf ihn.

Wie ehrwürdig erscheint neben solchen Mollusken der grimme Schopenhauer! Auch er hat nach Anerkennung gelehzt, aber er hat trotzdem niemals aufgehört, die „Meze“ öffentliche Meinung zu verachten und hat nie um ihre Gunst gebuhlt; was sie ihm vor seinem Lebensende ungeschmeichelt, von seiner Größe wie von innern Nöten überwunden, darbot, das hat er dann freilich gern angenommen. Von ihm haben wir eigentlich in den letzten Jahren gerade genug gehört und gelesen. Trotzdem heißen wir das Buch von Johannes Volkelt willkommen: Arthur Schopenhauer, seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. Mit Bildnis. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1900.) Es bietet eine wirklich gute kritische Darstellung der Philosophie Schopenhauers, und es zeigt, wie seine Philosophie aus seiner Persönlichkeit hervorgeht. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling war er Pessimist, wie sein Tagebuch beweist. Es sind nicht Welterschmerzphrasen, wie sie vor hundert und noch vor fünfzig Jahren Jünglinge den berühmten Welterschmerzlern nachzuschreiben pflegten, sondern es sind tiefe und wahre Empfindungen, die aus klar erkannten und verständlich beurteilten eignen Erfahrungen entspringen. Überall zieht das Dämon seinen Blick auf sich und hält ihn fest; in Toulon ist es das Glend der Galeerenflaven, was ihn fesselt und zum Nachdenken zwingt. In Lyon findet er das Markttreiben schrecklich, weil der Markt nicht lange vorher der Schauplatz blutiger Greuel gewesen ist. Das Vergessen überstandner Verzweiflung entsetzt ihn. Weil er beobachtet, wie die Menschen das Geschehene, wäre es auch das Furchtbarste, als nicht geschehn behandeln und bald ganz vergessen, drängt sich ihm der Gedanke auf, daß im Grunde genommen wirklich nichts geschehe, alles Geschehen wie alles Sein nichtig sei. So gefällt sich zum Pessimismus die buddhistische Majalehre: Das Leben ist nichts Wirkliches, nur ein wüster Traum.

Auch von Nietzsche, dessen pessimistischer Lebensüberdruß in wahnsinnigen Lebensdrang umgeschlagen ist, oder vielmehr, um innerhalb der schopenhauerhartmannischen Ausdrucksweise zu bleiben, bei dem die Intelligenz ihren Daseinszweck, den Willen von seiner Unvernunft zu überzeugen, verfehlt hat, auch von ihm haben wir genug und mehr als genug vernommen, wollen aber trotzdem nicht verfehlen, auf das Buch des bekannten Bremischen Pastors Kalthoff hinzuweisen: Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unsrer Zeit. (Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn, 1900.) Der Titel enthüllt die Absicht des Verfassers. Nietzsche wirft so ziemlich alle Fragen auf, die die heutige Menschheit, soweit sie aus denkenden Menschen besteht, ängstigen, und formuliert sie aufs schärfste; seine Schriften sind also dringende Aufforderungen zur Lösung dieser Fragen, denn selbst gelöst hat er keine. So behandelt denn Kalthoff das Verhältnis Nietzsches zu Wagner, Strauß und Schopenhauer, und in Anknüpfung an ihn die Probleme der Kunst, der Philosophie, der Geschichte, des Staats, der Moral, der Religion, der Sprache. Es ist alles schön und geistreich, was er sagt, und unsrer Ansicht nach im ganzen richtig; nur gehn wir nicht so weit wie er, zu glauben, Nietzsche sei, als Verkörperung der wichtigsten Zeitfragen, eine historische Notwendigkeit. Haben nicht Goethe im Faust und im Prometheus, Byron im Manfred, Don Juan und Cain, haben nicht auch kleinere, wie Gogolow in seinen Dramen, die religiösen und moralischen Zeitfragen kräftig, kühn und deutlich genug formuliert, und haben wir nicht seit 2000 Jahren die Sophisten, die Pyrrhoniker und den Prediger Salomonis, den manche ein schreckliches Buch nennen? Hat nicht vor Nietzsche schon Stirner den schrankenlosen Egoismus gepredigt? So bleiben also nur zwei Probleme, die man als spezifisch nietzschisch bezeichnen kann, die aber beide so verrückt sind, daß sie kein vernünftiger Mensch im vollen Ernste als Probleme aufstellt. Das eine davon, die Wiederkunft des Gleichen, ist nicht einmal eine Erfindung Nietzsches, denn es drängt sich auf, so oft von der Welt behauptet wird, daß sie ewig aber begrenzt und ein reiner Mechanismus sei, daß sie also keine andre als körperliche Elemente enthalte; bei dieser Annahme ist allerdings die Möglichkeit gegeben, daß eine Gruppierung der Elemente wiederkehre, die schon einmal da gewesen ist, und dann müßte die ganze folgende Reihe von Wandlungen und Ereignissen genau so verlaufen wie die vorhergegangne, die ganze Weltgeschichte, dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen, sich in einander völlig gleiche Perioden gliedern. Aber weil kein Mensch in vollem Ernste ein dem Naturmechanismus nicht unterworfenes Geistesleben leugnet, so ist das eben nur eine algebraische Spielerei und als solche schon vor Nietzsche manchmal betrieben worden. Das andre Problem aber, ob die Menschheit bloß dazu da sei, Übermenschen zu züchten, hat überhaupt keinen Sinn, der deutlich gemacht werden könnte; dem Schöpfer dieser Phantasie ist es wenigstens nicht gelungen, zu sagen, was er eigentlich meint; der Übermensch ist deshalb kein Zeitproblem. Kalthoff hat vollkommen Recht, wenn er sagt, der echte Nietzscheaner sei ein unmöglicher Mensch, aber er legt Nietzsche wieder eine zu hohe Bedeutung bei, wenn er meint, dieser unmögliche Nietzscheaner gehöre als Hypothese ins moderne Kulturleben und leiste ihm wesentliche Dienste, indem sie auffordre, durch das Experiment zu ermitteln, was dabei herauskommt, wenn ein Mensch bloß für sich ohne Rücksicht auf die andern leben wolle. Das Experiment ist ja tausendfältig nach einem Duzend verschiedener Methoden gemacht worden und wird noch täglich gemacht; seine Ergebnisse finden wir in den Opfern des Cäsarenwahnsinns, in den kleinen Renaisssancespoten, in den Einsiedlerzellen, in den Zuchthäusern und den Irrenhäusern. In Überein-

stimmung mit uns meint Kalthoff, dem Reisen nütze die Lektüre Niezsches (aber welche Lektüre, überhaupt welcher Einfluß nützt dem Reisen nicht?), für den Unreife sei sie Gift. Der Erwägung wert scheint, was er von Niezsches Wahnsinn sagt. Wolle man die Einwirkung seiner Krankheit auf sein Schaffen verstehen, so müsse man nicht nach Wahnsinns Spuren in seinen Schriften suchen, sondern bedenken, daß der Druck, der auf ihm lag, Gegendruck erzeugt hat, und daß, je heftiger die Pein wurde, er sich um so energischer dagegen gewehrt und desto toller um sich geschlagen hat.

Ein Lehrbuch der Logik, vielleicht auch eine Geschichte der Metaphysik kann man schreiben, ohne etwas von seiner Persönlichkeit hineinzulegen, ja ohne eine Persönlichkeit zu sein; eine eigne Philosophie kann man nur aus der eignen Persönlichkeit heraus schaffen, und darum werden die Bücher eines solchen Philosophen immer das Interesse für den Verfasser wachrufen; deshalb sind Lebensbeschreibungen eines Locke, eines Schopenhauer ein Bedürfnis. In noch höhern Grade ist das bei Dichtern der Fall, und daraus erklärt sich der Unfug, zu dem die Goetheforschung ausgeartet ist. Lebensbilder der Frauen, die ihm nahe gestanden haben, kann man noch nicht zum Unfuge rechnen, und da, was Goethen recht ist, die andern Dichter als billig für sich in Anspruch nehmen können, so lag es ziemlich nahe, ein ganzes Bündel Dichter zusammenzunehmen und zu untersuchen, welchen Einfluß Frauen auf sie geübt haben. Einen Anfang zu diesem Unternehmen hat Otto Verdrow gemacht mit seinen Frauenbildern aus der neuern deutschen Litteraturgeschichte (mit elf Bildnissen in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Kritisch angelegte Geister werden vielleicht finden, daß die einen der Frauen, die er ausgewählt hat, schon bekannt genug, die andern einer ausführlichen biographischen Behandlung nicht besonders würdig, und daß noch andre mehr von ihren Dichtern beeinflusst als von Einfluß auf sie gewesen seien, aber wir wollen nicht kritisch sein, wollen den Lesern und Leserinnen das Vergnügen nicht verderben, das ihnen Verdrow bereitet hat; er ist veranlaßt worden, von dem 1895 erschienenen Buche voriges Jahr eine zweite Auflage herauszugeben, in der er die allzudüsteren Gestalten der Gunderode und der Ulrike von Kleist durch die Gattinnen Schillers und Bossens ersetzt, außerdem die Klettenberg und die Paalzow beigefügt hat, sodaß er diesmal vierzehn Engel in die Studierstuben entsendet; denn für ernste Männer und Frauen, nicht für unreife Mädchen will er geschrieben haben.

Wenn wir eine Musterung der Gestalten, die er uns vorführt, mit der Frau anfangen sollen, die wir am höchsten schätzen, so müssen wir Emma Ahland nennen, und da fallen uns denn gleich zwei bekannte Sprüchlein ein: daß sich von den allerbesten Frauen am allerwenigsten sagen lasse, und daß in der göttlichen Komödie nur Hölle und Fegefeuer unterhaltend seien, der Himmel dagegen langweile. Obwohl sich die wackere Frau Ahland selbst ein wenig mit Litteratur befaßt, eine Lebensbeschreibung ihres Gatten herausgegeben hat, muß sich Verdrow, um eine Biographie von ihr zusammenzubringen, an diesen halten, sodaß man die Skizze betiteln könnte: Augenblicke aus Ahlands Leben, in denen er seiner Frau zu gedenken besonders Veranlassung hatte. Nach ihr möchten wir der Ernestine Wof die Palme reichen, die ihr Gatte seine Muse zu nennen allen Grund hatte. Auch hier ist mehr vom gemeinsamen Haushalt und von gemeinsamen Sorgen, als von der Frau besonders die Rede. Die Beschreibung dieses bescheidenen Haushalts, namentlich in der ersten Zeit der Ehe, liest man mit Vergnügen in unsrer anspruchsvollen Zeit. Eigentlich war es anfänglich gar kein Haushalt. Sie aßen bei

Vossens frühern Wirtsleuten, hatten ein winziges Schlafkämmerchen und brachten den Tag in einem bretternen Gartenhäuschen zu. Aus der Zeit, wo sie ordentlich zu wirtschaften angefangen hatten, erzählt Ernestine: „Zu unsrer Hausökonomie gehörte unter anderm, daß abends nur ein Licht angezündet ward. Da Voss immer stehend am Pult arbeitete und dazwischen auf- und abging, entweder schweigend oder mitteilend, was in ihm lebte, ich aber für die zierlichen Stiche mit der Nadel der Helle nicht wohl entbehren konnte, so erfannen wir die Aushilfe, neben das Pult unsern Gtztisch und auf diesen für mich einen kleinen Strohsessel zu stellen.“ Sie fühlten sich sehr glücklich in ihrer Armut, und ihr Glück wuchs, je mehr sich Ernestine in des Mannes Gedankenkreise einarbeitete. Vossens Söhne sind wahrheitsgetreue Bilder aus seinem und der Eltern Leben.

Dieser Ernestine müssen wir Eva Lessing und Lotte Schiller folgen lassen, die aber wohl allen litterarisch Gebildeten hinlänglich bekannt sind. Mit der Klettenberg betreten wir das Gebiet der interessanten Dichtermusen, die von den Philistern krank oder überspannt, von den Bewundrern der Dichter genial genannt werden, und von denen die Lombroso's sagen: genial, daher verrückt. Die „schöne Seele“ hat durch ihre abnorme Frömmigkeit ohne Zweifel Segen gestiftet. Über „das Kind“ Bettina schwankt das Urteil noch. Was Berdrow an Urteilen zusammenträgt, stimmt zu ihren Gunsten. Schleiermacher meinte, Gott müsse bei besonders guter Laune gewesen sein, als er sie erschaffen habe, und W. Grimm hat einem Freunde geschrieben: „Ich wollte, Sie sähen sie einmal, da Gott nicht oft solche Naturen unter uns wandeln läßt.“ Der Ansicht, daß man Gott danken müsse, wenn er uns einmal ein ungewöhnliches Menschenkind sehen läßt, da uns die gewöhnliche Frömmigkeit und Rechtsschaffenheit auf die Dauer zu Tode langweilen, ist auch die Frau Rat gewesen, die ihr nach Bettinas Besuche schrieb: „Gutes, liebstes, bestes Kind! Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O, erfreue mein Herz und Gemüt und komm bald wieder zu mir. Du bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte.“ Und daß Goethe ihre Aufzeichnungen für „Wahrheit und Dichtung“ verwenden konnte, muß man ihr doch als ein hohes litterarisches Verdienst anrechnen. Berdrow meint, ihr vielgeschmähter Briefwechsel Goethes mit einem Kinde sei eben ganz so wie Goethes Autobiographie Wahrheit und Dichtung, und die Dichtung in dem einen so wenig tadelnswert wie in der andern. In der Lebensbeschreibung der Minna Herzlieb folgt der Verfasser den Autoritäten, die „die Legende“ zerstört haben. Von einem Liebesverhältnis zwischen dem alten Geheimrat und dem jungen Mädchen könne keine Rede sein. Minna habe zuerst für einen jungen Herrn von Manteuffel geschwärmt, der kurze Zeit bei ihren Pflegeeltern, den Frommanns in Jena, verkehrte, dann allerdings für Goethe, für diesen aber von Anfang an mit der klaren Erkenntnis: die Sterne, die begehrt man nicht! Da sie im Trennhause gestorben ist, so ist es wohl am natürlichsten, die launenhaft aussehende Auflösung ihrer ersten Verlobung, die freiwillige Verheiratung mit einem ungeliebten Manne und ihr Benehmen in der Ehe als Vorboten des Wahnsinns und diesen als Wirkung körperlicher Erkrankung aufzufassen. Ihr interessanter Zustand vor dem völligen Ausbruch der Krankheit hat sie Goethen geeignet erscheinen lassen, sie als Ottilie in die Wahlverwandtschaften aufzunehmen. Deren Plan hatte aber schon lange vorher festgestanden, und an sein eignes Haus hat Goethe

bei der Schilderung der Verhältnisse im Hause des Barons Eduard nicht gedacht.

Keinerlei leibliche Krankheit, sondern eine durch schädliche Einflüsse krankhaft erregte Phantasie war es, was die durch ihren Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt bekannt gewordne Charlotte Diede unglücklich gemacht hat. In ihrem Elternhause spukte es. Ihr Vater, ein gelehrter Pastor von hochachtbarem Charakter, wurde dadurch trübsinnig, sie selbst verfiel, durch diese unheimliche Häuslichkeit und durch Romanlektüre verdorben, der sentimentalen Phantasterei in dem Grade, daß sie einer unwürdigen Freundin zu liebe, der sie sich opfern zu müssen glaubte, einen ungeliebten Mann heiratete und sich dadurch für zeit lebens zu Grunde richtete. Sie ließ sich von einem Offizier verführen, der seine Versprechungen nicht einlöste, und mußte sich, vom Manne getrennt, mit Sticken ernähren. Trotz tüchtiger Arbeit in Not geraten, wandte sie sich an Humboldt, mit dem sie als Mädchen in Pyrmont einige glückliche Stunden verlebt hatte, und der Staatsmann und große Gelehrte unterstützte sie nicht bloß mit Geld, sondern bemühte sich auch, durch einen regelmäßigen Briefwechsel die Gemütsleiden und Charaktergebrechen der hochbegabten und im Grunde edeln, aber leidenschaftlichen und verbildeten Frau zu heilen. Nach ihres großen Sönners Tode geriet sie wieder in Not, bis eine Pension, die ihr Friedrich Wilhelm IV. auf eine Bittschrift gewährte, sie aller Sorgen überhob. Ein romanhaft bewegtes, im ganzen trauriges Leben, das aber als abschreckendes Beispiel Nutzen stiften kann.

Das Urteil über den jämmerlichen Charakter des Dichterlings Heinrich Stieglitz steht wohl unbestritten fest; dagegen wird seiner edeln Gattin noch nicht allgemein die Ehre zugebilligt, die ihr gebührt. Mag ihr Selbstmord eine Verirrung genannt werden, es war die heroische Verirrung des edelsten Weibes, das man sich vorstellen kann. Ihre einzige Schuld hat darin bestanden, daß sie den jungen Menschen, als sie ihn kennen lernte, sofort für einen großen Dichter hielt; wäre er ein solcher gewesen, so hätte er sicherlich das erschütternde Drama geschrieben, zu dem sie ihm durch ihren Tod den Stoff lieferte. Grillparzers ewige Braut, Kathi Fröhlich, und die beiden unglückseligen Weiber, die Lenau wahnsinnig gemacht haben, seine Mutter Therese von Niembösch und Sophie Löwenthal, sind schon hinreichend bekannt und so wenig erbauliche Gestalten, daß ihre Kenntnis eigentlich nur für den Litteraturforscher Wert hat, und an Marie Behrends, Lenaus Braut, ist eigentlich nichts interessant, als daß sie ihr Verhängnis in den Bereich der beiden dämonischen Menschen, Lenau und Sophie, geführt und dadurch unglücklich gemacht hat.

Eine erfreuliche Gestalt führt uns der Verfasser in Henriette Paalzow vor, die streng genommen nicht in diese Bildergalerie gehört, da sie zwar selbst Romane geschrieben hat, aber in keines Dichters Lebensroman verflochten ist. Der Major von Paalzow, den sie ihrer Familie zu liebe heiratete, war nichts weniger als ein Dichter, und nachdem sie ihn verlassen hatte, hat sie sich in keinerlei Verhältnis eingelassen. Obwohl eine geschiedne Frau, war sie doch eine durch und durch gesunde Natur. Die Verfasserin von Godwie Castle wollte durchaus anonym bleiben, weil ihr der Gedanke, Schriftstellerin heißen zu sollen, zuwider war, und über Tiecks Romantik hat sie das beherzigenswerte Urteil gefällt: „Seine negierende, ironische Weise, die Welt anzusehen und ihre Zerrwürfnisse hervorzuheben, sie durch große, sichtliche Wunden zerrissen und ihre Heilung mit verächtlicher Hoffnungslosigkeit als unmöglich darzustellen, hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet ver-

wiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isoliert, indem er jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandnen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will, der Nachweis, den ich suche, daß das Übel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen, das Geheimnis der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schale, ruht, dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursachen nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege den Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten: das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt.“ Tiedt vermochte doch wenigstens noch der schlechten wirklichen Welt eine zauberhaft schöne Phantasiwelt gegenüberzustellen, aber was vermögen denn die heutigen Lantienemäcker, die, mehr noch Trivialitäten und Schmutz als Wunden zeigend, einem dummen und rohen Publikum mit Photographien des Fuhrmann Henschel und der Familie Selicke das Geld aus der Tasche locken? Finanziell vermögen sie sehr viel, poetisch nichts. Darum haben wir das schlecht stilisierte, aber heute doppelt zeitgemäße Sakungeheuer der Paalzow abgeschrieben.

Damit unser heutiges Ragout nicht gar zu süßlich ausfalle, thun wir zuletzt noch einen kräftigen, herben Brocken dran: Adalbert Falk, Preußens einstiger Kultusminister. Blätter aus der Einsamkeit. Mit einem Bildnis. Von Hans R. Fischer. (Hamm i. W., E. Griebisch, 1901.) Der Verfasser erzählt nicht etwa die Geschichte des Kulturkampfs, sondern nur persönliche Erinnerungen an Falk aus der stillen Zeit seiner richterlichen Wirksamkeit und glücklichen Häuslichkeit in Hamm. Es war ein Unglück für Falk, daß er das schwierigste aller preussischen Ministerien in der für dieses Ministerium gefährlichsten Zeit bekleiden mußte, und daß das Unterrichtsministerium mit dem Kultusministerium verkoppelt ist. Wäre er bloß Unterrichtsminister gewesen, so hätte er das noch lange bleiben können, und er würde sehr segensreich gewirkt haben; denn was er für die Volksschule und für die Lehrer gethan hat, das ist nicht aus der Kulturkampfstimmung hervorgegangen, sondern aus warmem und verständnisvollem Interesse für die Volksschule. Die Schulmänner haben ihm denn auch ein treues, dankbares Andenken bewahrt. Fischer erzählt u. a. folgenden charakteristischen Vorfall. Falk war von Puttkamer abgelöst worden. Auf dem Festbankett des westfälischen Lehrertags zu Bielefeld am 18. Mai 1880 herrschte eine gedrückte Stimmung. Nachdem die Reihe der offiziellen Trinksprüche abgehäpelt worden war, schickte ein Rektor Dietlein dem Vorsitzenden, Schulrat Hielscher, auf einem Zettel die Anzeige, daß er auf Falk zu toasten wünsche. Hielscher aber ließ es sich nicht nehmen, diesen Toast selbst auszubringen, und er that es — in Gegenwart des Regierungspräsidenten — in einer Weise, daß sich die Lehrer vom Drucke befreit fühlten und in Jubel ausbrachen. Einer der Anwesenden aber flüsterete seinem Nachbar zu: Die Rede riecht nach Gumbinnen, und richtig: drei Wochen darauf wurde Hielscher nach Gumbinnen versetzt. Da von Trinksprüchen die Rede war, wollen wir doch den Mustertrinkspruch mitteilen, den Falk am 22. März 1886 ausgebracht hat: „Unser Trinkspruch, meine Herren, bedarf keiner besondern Begründung; der Name dessen, dem er gilt, umfaßt die reichste Begründung: Kaiser Wilhelm, unser teurer, ehrwürdiger Kaiser, lebe hoch!“ Zur

höchsten Ehre gereicht Falk, daß nach seinem Tode die führenden Blätter der Zentrumsparthei seine pflichterfüllte, unparteiische, wahrhaft segensreiche Amtsführung in Hamm gepriesen haben, die Deutsche Zeitung aber ihn eben dieser Unparteilichkeit wegen als einen Knecht der Ultramontanen beschimpft hat. Falk, in jedem Sinne ein ganzer Mann, ist schon um der heroischen Selbstbeschränkung und Entsaugung willen, die er im Dienste des Vaterlands bewiesen hat, eines treuen Andenkens wert; möge das vorliegende schlichte Erinnerungsbild dazu dienen, sein Bild in recht vieler Herzen lebendig zu erhalten.



Die Siegesallee in Berlin und ihr bildnerischer Schmuck



icht bloß außerhalb Berlins und Preußens hat man es seiner Zeit mit leisem Kopfschütteln aufgenommen, daß dem künstlerisch wundervoll ausgeschmückten Raume, der im Berliner Zeughause die großen Thaten der brandenburgisch-preußischen Armee, ihrer Fürsten und Feldherrn verewigt, der Name „Ruhmeshalle“ gegeben wurde. In weiten Kreisen empfand man diese Bezeichnung als Anklang an eine gewisse Selbstverherrlichung. Nur aus Pietät gegen den alten Kaiser Wilhelm, dessen schlichter Bescheidenheit jeder Gedanke an Selbstruhm notorisch und unwidersprochen völlig fern lag, verhielt sich die öffentliche Kritik der amtlichen Bezeichnung „Ruhmeshalle“ gegenüber schweigend. Aber im Volke hat dieser offizielle Name keinen Boden gefunden. So stolz man auf den schönen Raum auch ist, im Munde des Volkes heißt er — das Ganze für den Teil — allgemein noch heute das „Zeughaus.“

Auch gegen die „Siegessäule“ auf dem Königsplatze vor dem Reichstagsgebäude — die Berliner nennen das von Strack wenig glücklich entworfne Denkmal den „Siegespargel“ und die Drake'sche Figur der Viktoria auf seiner Spitze „die goldne Puppe ohne Verhältnis“ — und gegen die sich von dort aus nach dem Kemper Platze hinziehende „Siegesallee“ wurden seiner Zeit ähnliche Bedenken laut. Man wollte darin ein unnütziges Auftrumpfen gegen Österreich und die andern in den Kriegen von 1864 und 1866 unterlegnen deutschen Stämme sehen. Möglich, daß sich wohl auch ein weniger anspruchsvoller Name hätte finden lassen. Aber die preußischen Siege des Jahres 1866 waren einmal da und lassen sich nicht aus der Weltgeschichte streichen, und sie sind — dank der weisen und großen Politik Kaiser Wilhelms und seines Kanzlers — grundlegend geworden für die Einigung der deutschen Stämme unter preußischer Führung und für die nachmalige Neugründung des Deutschen Reichs. Jedenfalls ist jener erste Widerspruch gegen die Bezeichnungen „Siegessäule“ und „Siegesallee“ nicht durchgedrungen. Das Volk hat diese Namen aufgenommen. Die Namen Siegessäule und Siegesallee sind populär geworden.

Jetzt ist in Berlin die Siegesallee in aller Munde. Ihre künstlerische Ausschmückung durch unsern Kaiser hat sie sogar ungewöhnlich populär gemacht. Mit Stolz sieht der Berliner und der Preuße jedes Standes auf diese Straße, die in der Welt nicht ihresgleichen hat. Kein Fremder, der nach Berlin kommt, versäumt,